

CATHERINE FISHER

Incarceron

Fliehen heißt sterben

### *Buch*

Incarceron ist ein Gefängnis von so gigantischer Größe, dass sich in seinem Inneren nicht nur Zellen und enge Korridore, sondern auch Wälder, Großstädte und ganze Meere befinden. Finn ist einer der Häftlinge dieses Gefängnisses. Er erinnert sich nicht an seine Vergangenheit, ist jedoch fest davon überzeugt, von *Außerhalb* zu stammen. Und er will nichts mehr, als dorthin zurückzukehren – obwohl Incarceron seit Jahrhunderten dicht versiegelt ist und der Legende nach nur ein einziger Mensch je aus ihm entfliehen konnte.

Claudia lebt im *Außerhalb*, in einer Gesellschaft, in der jeder technologische Fortschritt verboten ist, insgeheim jedoch alles von seelelosen Computern gesteuert wird. Es scheint nur so, als befände Claudia sich hier in Freiheit. Denn die junge Frau, die der gehobenen Schicht entstammt, kennt keinen sehnlicheren Wunsch, als ihrem Leben im goldenen Käfig zu entinnen – und dem schrecklichen Schicksal, das ihr eigener Vater für sie vorgesehen hat.

Finn ist eingekerkert hinter undurchdringlichen Mauern, Claudia lebt im trügerisch schönen *Außerhalb*. Und doch sind sie beide gleichermaßen Gefangene von Incarceron ...

Dieser ungewöhnliche Roman stand nicht nur monatelang in den Top Ten der *New-York-Times*-Bestsellerliste, er gewann auch kurz nach Erscheinen einen sehr prominenten Fan: Der amerikanische Schauspieler Taylor Lautner (bekannt als Werwolf Jacob aus den *Twilight*-Filmen) gab bekannt, dass er die männliche Hauptrolle in einer Verfilmung von *Incarceron* übernehmen wolle.

### *Autorin*

Catherine Fisher ist die Autorin vieler fantastischer Kinder- und Jugendbücher sowie zweier preisgekrönter Gedichtbände. Mit *Incarceron* gelang ihr der große internationale Durchbruch. Catherine Fisher lebt und schreibt in Wales.

*Außerdem lieferbar:*

Sapphique (geb. Ausgabe bei Penhaligon, 3081)

Catherine Fisher

# INCARCERON

Fliehen heißt sterben

Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Marianne Schmidt

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Incarceron« bei Hodder Children's Books,  
a division of Hachette Children's Books, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier Holmen Book Cream  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe März 2014  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.  
© der Originalausgabe 2007 by Catherine Fisher  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Penhaligon Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlagillustration: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Redaktion: Werner Bauer  
UH · Herstellung: sam  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-26993-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Sheenagh Pugh,  
glänzende Poetin, weise Webmistress.



## Teil 1

Kristalladler, dunkler Schwan



# 1

*Wer kann die endlosen Weiten Incarcerons erahnen?  
Seine Gänge und Viadukte, seine Spalten?  
Einzig der, der die Freiheit kennt,  
kann seinen Kerker ermessen.*

LIEDER VON SAPPHIQUE

Man hatte Finn zu Boden geworfen und an die steinernen Platten des Transitweges gekettet.

Seine Arme waren weit ausgebreitet und von Metallgliedern niedergedrückt; wegen des immensen Gewichts konnte er seine Handgelenke kaum vom Boden heben. Seine Knöchel waren in übereinanderliegenden, an einem im Boden eingelassenen Ring befestigten Ketten verfangen. Er schaffte es nur mit Mühe, seinen Brustkorb weit genug zu dehnen, um Atem zu holen. Erschöpft lag er da, eine Wange auf das eisige Gestein gepresst.

Und dann kamen die Civitates schließlich doch noch.

Er fühlte sie, ehe er sie hören konnte. Das Beben des Bodens war zunächst kaum zu spüren, schwoll jedoch stetig an, bis die Erschütterungen in seinen Zähnen und Nerven einen Widerhall fanden. Dann durchschnitten Geräusche die Dunkelheit, das Rumpeln der Güterwaggons, das langsame, hohle Rattern der Radfelgen. Als er mühsam seinen Kopf auf die andere Seite drehte und sich das schmutzige Haar aus dem Gesicht schüt-

telte, sah er, dass parallele Furchen im Boden geradewegs unter seinem Körper hindurch verliefen. Er war quer über die Schienen gekettet worden.

Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn. Mit einem Handschuh umfasste er die eisüberzogenen Glieder seiner Fesseln, dehnte mit aller Macht seine Brust und schöpfte keuchend Atem. Die Luft war beißend und ölgeschwängert.

Noch hatte es keinen Sinn zu schreien. Sie waren noch zu weit entfernt und würden ihn über den Lärm der Räder nicht hören, ehe sie nicht ein gutes Stück in den riesigen Gang hineingefahren wären. Er würde den richtigen Zeitpunkt genau abpassen müssen. Wartete er zu lange, wären die Waggons nicht mehr zu stoppen, sondern würden ihn zermalmen. Verzweifelt versuchte er, den nächsten Gedanken zu verdrängen. Nämlich den, dass sie ihn sehr wohl sehen und hören könnten, sich aber nicht darum scheren würden.

Lichter.

Kleine, hin und her irrende Scheinwerfer, die von Händen gehalten wurden. Er konzentrierte sich und zählte neun, elf, zwölf; dann begann er noch einmal von vorn, um sich bei der Anzahl sicher zu sein und um gegen die Übelkeit anzukämpfen, die in seiner Kehle aufstieg.

Um Trost zu finden, vergrub er sein Gesicht in seinem zerrissenen Ärmel, doch er konnte nicht aufhören, an Keiro zu denken, an dessen Grinsen und den letzten spöttischen Schlag, den er ihm versetzt hatte, als er das Schloss überprüfte, um dann in die Dunkelheit zurückzutreten. Er flüsterte den Namen, und seine Stimme war voller Bitterkeit: »Keiro.«

Ausladende Gänge und unsichtbare Galerien verschluckten sein Wispern. Nebel hing in der metallisch riechenden Luft. Die Waggons klapperten und ächzten.

Nun konnte er die Leute sehen, die neben ihnen trotteten. Sie lösten sich aus der Schwärze, und sie waren im Versuch, der Kälte zu trotzen, in derartig dicke Kleidung gehüllt, dass es schwer war zu sagen, ob es sich bei ihnen um Kinder oder vom Alter gebeugte Frauen handelte. Wahrscheinlich waren es eher junge Leute. Die Alten, wenn sie denn überhaupt noch welche bei sich hatten, würden wohl auf den Wagen bei den Waren mitfahren. Eine schwarz-weiße, zerschlissene Flagge war an dem ersten Waggon befestigt. Er konnte sehen, was sie zeigte: einen Wappenvogel mit einem silbernen Schloss in seinem Schnabel.

»Halt!«, schrie er. »Seht runter! Nach hier unten!«

Das Mahlen des Räderwerks ließ den Boden erzittern und ging ihm durch Mark und Bein. Er ballte die Hände zu Fäusten, als ihm das schiere Gewicht und die Schubkraft der Wagen bewusst wurden, als der Schweißgeruch von ganzen Reihen von Männern, die die Wagen vorwärtsbewegten, zu ihm wehte und er das Poltern und Rutschen der aufgetürmten Waren hörte.

Er harrete aus und zwang das aufsteigende Entsetzen nieder, Sekunde für Sekunde. Seine Willensstärke stand gegen den sich nähernden Tod; er atmete nicht, ließ nicht zu, dass er die Nerven verlor, denn er war Finn, der Sternenseher, er konnte es schaffen. Bis sich mit einem Mal Panik ihren Weg bahnte und er sich auf die Unterarme stützte und schrie: »So hört mich doch! Anhalten! *Anhalten!*«

Sie setzten ihren Weg fort.

Der Lärm war unerträglich. Finn stieß einen gellenden Schrei aus, trat um sich und kämpfte gegen seine Fesseln an, denn der entsetzliche Schwung würde die vollbeladenen Wagen unaufhaltsam weiterschieben, bis sie über ihm aufragten und ihn in ihrem Schatten verschlucken würden, ehe sie seine Knochen und seinen ganzen Körper unter langsamen, unvermeidlichen Höllenqualen zermalmen würden.

*Und da fiel ihm die Taschenlampe ein.*

Sie war winzig, aber er hatte sie noch immer bei sich. Dafür hatte Keiro gesorgt. Er warf sich unter dem Gewicht der Kette hin und her und mühte sich, seine Hände in den Mantel zu schieben. Die Muskeln an seinen Unterarmen zuckten krampfartig, und endlich schlossen sich seine Finger um das dünne, kalte Gehäuse.

Ein Beben durchlief seinen Körper. Mühsam zerrte er die Taschenlampe heraus, doch sie glitt ihm aus den Händen und rollte gerade so weit fort, dass er sie nicht mehr erreichen konnte. Er fluchte, kniff die Augen zusammen und presste sein Kinn auf die Lampe. Ein Lichtstrahl flammte auf.

Er keuchte vor Erleichterung, doch die Wagen kamen unablässig näher.

Sicherlich würden die Civitates ihn sehen. Sie *mussten* einfach in der Lage sein, ihn zu entdecken! Die Taschenlampe war ein Stern in der schier unermesslichen Dunkelheit des Tunnels. Und plötzlich wusste er, dass in diesem Augenblick Incarceron durch all die Treppen und Galerien und Tausende von labyrinthartigen Kammern seine Qualen gespürt hatte. Das Knirschen der Waggonen war der Klang seiner grausamen Belustigung, denn das Gefängnis beobachtete ihn, griff aber nicht ein.

*»Ich weiß, dass ihr mich sehen könnt!«,* schrie Finn.

Die Wagen waren mannshoch. Sie quietschten auf den Schienen; Funken sprühten über den Boden. Ein Kind rief etwas mit seiner hohen Stimme, und Finn stöhnte und krümmte sich zusammen, denn er wusste, dass nichts gewirkt hatte. Er wusste, dass es zu Ende war. Und dann traf ihn das Kreischen der Bremsen und drang ihm durch die Knochen bis in die Fingerspitzen.

Die Räder rückten bedrohlich näher.

Sie waren so groß.

Sie waren über ihm.

Sie kamen zum Stillstand.

Er konnte sich nicht bewegen. Sein Körper war vor Entsetzen gelähmt.

Die Taschenlampe erhellte nichts außer einem faustdicken Niet in einem öligen Spurkranz.

Dann ertönte von dahinter eine Stimme: »Wie lautet dein Name, Gefangener?«

Sie hatten sich in der Dunkelheit zusammengedrängt. Es gelang ihm, seinen Kopf zu heben, und er sah Gesichter unter Kapuzen.

»Finn. Mein Name ist Finn.« Seine Stimme war nur ein Flüstern; er musste schlucken. »Ich habe gedacht, ihr würdet nicht anhalten ...«

Ein Schnauben. Jemand anders sagte: »Für mich sieht er wie einer vom Abschaum aus.«

»Nein! Bitte! Bitte helft mir hoch.« Sie schwiegen; niemand bewegte sich, und so holte Finn Luft und sagte mit fester Stimme: »Der Abschaum hat unseren Flügel heimgesucht. Er hat meinen Vater getötet und mich hier als Abschreckung für jeden, der vorbeikommt, zurückgelassen.« Er versuchte, den stechenden Schmerz in seiner Brust niederzukämpfen, und seine Finger klammerten sich um die rostige Kette. »Bitte. Ich flehe euch an.«

Jemand näherte sich ihm. Die Spitze eines Stiefels erschien unmittelbar vor seinen Augen; der Schuh war schmutzig, und ein Loch war mit einem Flecken versehen worden.

»Welche Sorte von Abschaum war es?«

»Die Comitatus. Ihr Anführer nennt sich selbst Jormanric, Herr über diesen Flügel.«

Der Mann spie aus, nur knapp neben Finns Ohr. »Der also! Dieser irre Schläger!«

Warum passierte denn nichts? Verzweifelt presste Finn die Augen zusammen. »Bitte! Sie könnten zurückkommen!«

»Ich sage, wir fahren über ihn hinweg. Warum sollen wir uns einmischen?«

»Weil wir Civitates sind und kein Abschaum.« Finn war überrascht: eine Frau. Er hörte das Rascheln ihrer Seidenkleider unter dem groben Reisemantel. Sie kniete sich neben ihn, und er sah, wie sich eine behandschuhte Hand an den Ketten zu schaffen machte. Seine Handgelenke bluteten; Rost hinterließ pulvrige Flecken auf seiner vollgeschmierten Haut.

Der Mann sagte voller Unbehagen: »Maestra, so hör doch ...«

»Hol einen Bolzenschneider, Sim. Sofort.«

Ihr Gesicht war ganz nahe an seinem. »Keine Sorge, Finn. Ich werde dich nicht hier zurücklassen.«

Schmerzerfüllt hob er den Blick und sah eine Frau, um die zwanzig Jahre alt. Ihre Haare waren rot, ihre Augen dunkel. Einen Moment lang konnte er sie riechen; er ahnte einen Hauch von Seife und weicher Wolle. Es war ein herzerreißender Duft, der in seine Erinnerung einbrach, in dieses schwarze, verschlossene Loch in ihm. *Ein Raum. Ein Raum, in dem ein Feuer aus Apfelbaumholz brennt. Ein Stück Kuchen auf einem Porzellanteller.*

Das Entsetzen musste sich auf seinem Gesicht abgezeichnet haben, denn unter dem Schatten ihrer Kapuze hervor musterte die Frau ihn nachdenklich.

»Bei uns wirst du in Sicherheit sein.«

Finn starrte zurück. Er konnte nicht atmen.

*Ein Kinderzimmer. Die Wände aus Stein, die Tapete prächtig und rot.*

Eilig kam der Mann zurück und schob den Schneider unter die Kette. »Pass auf deine Augen auf«, knurrte er. Finn ließ den Kopf auf seinen Ärmel sinken und spürte, wie sich die Leute um ihn herum zusammendrängten. Einen Moment lang glaubte er, einer der Anfälle, vor denen er sich so fürchtete, könnte ihn überwältigen. Er schloss die Augen und spürte, wie in ihm Hitze

und das vertraute Schwindelgefühl aufstiegen. Er kämpfte dagegen an, schluckte seinen Speichel hinunter und umfasste die Ketten, während die mächtigen Bolzenschneider die Glieder zerteilten. Seine Erinnerungen begannen zu verblassen: der Raum und das Feuer, der Kuchen mit den winzigen, silbern glänzenden Kugeln auf einem Teller mit Goldrand. Noch während er versuchte, den Gedanken daran festzuhalten, entglitt er ihm, und die eisige Dunkelheit Incarcerons war zurück, ebenso der metallene Gestank der öligen Räder.

Die eisernen Fesseln lösten sich und klirrten. Voller Erleichterung richtete Finn sich auf und holte ein paar Mal tief Luft. Die Frau umfasste sein Handgelenk und drehte es herum. »Das muss verbunden werden.«

Er erstarrte. Er konnte sich nicht bewegen. Ihre Finger waren kühl und sauber, und sie hatte seine Haut berührt, dort, zwischen dem zerrissenen Ärmel und dem Handschuh. Nun starrte sie auf die klitzekleine Tätowierung, die einen gekrönten Vogel zeigte.

Sie runzelte die Stirn. »Das ist kein Zeichen der Civitates. Es sieht eher wie ...«

»Was?« Er war sofort hellwach. »Wie was?«

In weiter Ferne im Gang war ein Rumpeln zu hören. Die Ketten an seinen Füßen wurden weggezogen. Der Mann mit dem Schneider beugte sich über ihn und zögerte. »Das ist seltsam. Dieses Schloss. Es ist offen ...«

Die Maestra starrte auf den Vogel. »Wie der Kristall.«

Hinter ihnen ertönte ein Ruf.

»Was für ein Kristall?«, fragte Finn.

»Ein seltsamer Gegenstand. Wir haben ihn gefunden.«

»Und der Vogel ist der gleiche? Bist du sicher?«

»Ja.« Nachdenklich drehte sie sich herum und besah das Schloss.

»Du warst ja gar nicht wirklich angekett...«

Er hatte es gewusst! Nun musste er dafür sorgen, dass sie am Leben blieb, und so packte er sie und zerrte sie auf den Boden. »Runter«, flüsterte er. Aufgebrachter fügte er hinzu: »*Verstehst du denn nicht? Das alles ist eine Falle.*«

Einen Moment lang starrte sie ihm in die Augen, und er sah, wie ihre Überraschung blankem Entsetzen wich. Sie riss sich aus seiner Umklammerung los. Mit einem Ruck war sie aufgesprungen und schrie: »Lauft! Lauft alle!« Aber die Gitter im Boden öffneten sich bereits, und Arme reckten sich daraus empor; Körper schoben sich heraus, und Waffen krachten auf den Steinboden.

Finn sprang auf. Er stieß den Mann mit dem Bolzenschneider von sich, trat das falsche Schloss weg und schüttelte seine Ketten ab. Keiro schrie ihm etwas zu; eine Machete sauste knapp an seinem Kopf vorbei; er warf sich zu Boden, rollte sich ein Stück fort und blickte hoch.

Der Gang war von schwarzem Qualm erfüllt. Die Leute der Civitates schrien und stürmten davon, um hinter den riesigen Säulen Schutz zu suchen, doch der Abschaum war bereits auf den Waggonen und feuerte wahllos in die Menge. Rote Blitze lösten sich von schweren Musketen und ließen die Luft im Gang beißend werden.

Finn konnte die Maestra nicht sehen. Vielleicht war sie tot, doch vielleicht versuchte sie auch davonzurennen. Jemand stieß ihn an und drückte ihm eine Waffe in die Hand. Er glaubte, es sei Lis gewesen, aber alle vom Abschaum trugen abgedunkelte Helme, und so konnte er sich nicht sicher sein.

Und dann entdeckte er die Frau wieder. Sie schubste Kinder unter den ersten Wagen; ein kleiner Junge schluchzte, und sie griff nach ihm und riss ihn vor sich. Gas strömte zischend aus den kleinen Kugeln, die niederprasselten und wie Eier aufplatzten, sodass Finns Augen zu tränen begannen. Er zog seinen eigenen weichen Helm heraus und streifte ihn sich über. Die

durchweichten Schutzöffnungen vor Mund und Nase machten es schwieriger für ihn zu atmen. Das Infrarot-Gitter vor seinen Augen ließ die Halle rot werden, sodass er alles klar erkennen konnte.

Die Maestra hatte eine Waffe und feuerte damit.

»Finn!«

Es war Keiro, doch Finn ignorierte den Ruf. Er rannte zum ersten Wagen, tauchte unter ihn und packte den Arm der jungen Frau. Als sie sich umdrehte, schlug er ihre Waffe zur Seite. Die Maestra schrie vor Zorn auf und hieb mit ihren dornenbesetzten Handschuhen nach seinem Gesicht; die Nägel blieben in seinem Helm stecken. Während Finn sie unter dem Wagen hervorzog, traten ihn Kinder und rangelten mit ihm. Rings um sie herum wurden in rasender Eile unaufhörlich Nahrungsmittel von den Wagen geworfen, aufgefangen und verstaubt, indem sie rasch durch die Gitter in die Schächte geschoben wurden.

Ein Alarm schrillte.

*Incarceron erwachte.*

Nahtlos ineinandergefügte Teile der Wände glitten zur Seite; mit einem Klicken sprangen gleißend helle Scheinwerfer an der unsichtbaren Decke an und suchten mit ihren Lichtkegeln den weit entfernt liegenden Boden ab. Gnadenlos machten die Lichter Jagd auf den Abschaum, der wie Ratten hin und her huschte, verfolgt von den eigenen riesenhaften Schatten.

»Rückzug!«, brüllte Keiro.

Finn gab der Frau einen Stoß. Neben ihnen wurde eine panikerfüllte, flüchtende Gestalt vom Lichtstrahl erfasst und verdampfte geräuschlos. Kinder kreischten.

Die Frau drehte sich um, atemlos vor Entsetzen, und starrte auf den kümmerlichen Rest ihrer Leute. Dann zerrte Finn sie zum Schacht.

Durch seinen Helm hindurch trafen sich ihre Blicke.

»Dort hinunter«, keuchte er, »oder du wirst sterben.«

Einen Moment lang glaubte er, sie würde nicht auf ihn hören.

Dann spuckte sie nach ihm, riss sich aus seinem Griff los und sprang in den Schacht.

Ein Funken weißen Feuers züngelte über die Steine, und sofort machte Finn einen Satz hinter ihr her.

Der Schacht war aus weißer Seide, stark und fest. Atemlos rutschte er hinab und fiel am anderen Ende hinaus auf einen Haufen gestohlener Felle und angestoßener Metallteile.

Die Maestra war bereits zur Seite gerissen worden, eine Waffe an ihrem Kopf, und voller Verachtung starrte sie ihm entgegen.

Schwerfällig und unter Schmerzen rappelte Finn sich auf. Um ihn herum verschwand der Abschaum in den Gängen, beladen mit Teilen der Beute, einige hinkend, andere kaum noch bei Bewusstsein. Ganz am Schluss kam Keiro durch den Schacht, und er landete mühelos auf seinen Füßen.

Krachend schlossen sich die Gitter.

Die Seide der Schächte fiel herab.

Verschwommene Gestalten um ihn herum keuchten und husteten und rissen die weichen Helme herunter.

Keiro nahm seine Maske bedächtig ab und enthüllte sein schönes Gesicht, das dreckverschmiert war. Beugend vor Zorn fuhr Finn zu ihm herum.

»Was war los? Ich bin da draußen in Panik geraten. Warum hat das denn so lange gedauert?«

Keiro lächelte. »Beruhige dich. Aklo ist mit dem Gas nicht zurechtgekommen. Aber du hast sie ja mit deinem Gequatsche festgehalten.« Sein Blick wanderte zu der Frau. »Warum sollen wir uns mit *der* belasten?«

Finn zuckte mit den Schultern, noch immer wütend. »Sie ist eine Geisel.«

Keiro hob eine Augenbraue. »Viel zu kompliziert.« Dann

machte er eine Kopfbewegung in Richtung des Mannes, der die Waffe hielt, und dieser spannte den Abzug. Das Gesicht der Maestra war weiß.

»Also bekomme ich keinen Extralohn dafür, dass ich mein Leben da oben aufs Spiel gesetzt habe.« Finns Stimme war fest. Er bewegte sich nicht, aber Keiro wandte ihm den Blick zu. Einen Moment lang starrten sich die beiden an. Dann erwiderte sein Eidbruder kühl: »Wenn sie es ist, die du als Lohn beanspruchst ...«

»So ist es.«

Keiro musterte die Frau noch einmal, dann zuckte er mit den Achseln.

»Die Geschmäcker sind verschieden.« Er nickte, und der Mann ließ die Waffe sinken. Dann schlug Keiro Finn auf die Schulter, sodass eine Staubwolke von seiner Kleidung aufstieg.

»Gut gemacht, Bruder«, sagte er.

## 2

*Wir werden ein vergangenes Zeitalter erwählen und  
es neu entstehen lassen. Wir werden die Welt von der  
Furcht vor Wandel befreien! Das wird das Paradies sein!*

DAS DEKRET VON KÖNIG ENDOR

Die Eiche sah ganz natürlich aus, doch sie war durch Genveränderungen gealtert. Die Äste waren so mächtig, dass es leicht war, an ihnen emporzuklettern. Während Claudia ihren Rock zusammenraffte und immer höher stieg, schnellten Zweige zurück, und grüne Flechten hinterließen Staub auf ihren Händen.

»Claudia! Es ist vier Uhr!«

Alys' krächzende Stimme ertönte von irgendwo im Rosengarten. Claudia ignorierte den Ruf, teilte das Blätterwerk und spähte hindurch.

Aus dieser Höhe konnte sie das ganze Anwesen überblicken; den Küchengarten, die Gewächshäuser und den Orangenhain, die knorrigen Apfelbäume im Obstgarten und die Scheunen, wo im Winter die Tänze stattfanden. Sie konnte die weiten, grünen Wiesen sehen, die sich in sanftem Bogen bis zum See erstreckten, und den Buchenwald, der die Straße nach Hithercross verbarg. Weiter im Westen sah sie die Schornsteine der Altan Farm rauchen, und sie entdeckte hoch oben auf dem Harmer Hill den Kirchturm, dessen alter Wetterhahn in der Sonne glänzte. Jen-

seits davon erstreckten sich Meile um Meile die Ländereien des Hüters, Wiesen, Dörfer und Straßen: ein blaugrüner Flickenteppich, über dessen Flüssen der Nebel hing.

Sie seufzte und lehnte sich gegen den Baumstamm.

Es sah so friedlich aus. So perfekt, obwohl es eine Illusion war. Sie würde es hassen, von hier fortzugehen.

»Claudia! Beeil dich!«

Der Ruf klang jetzt schwächer. Ihr Kindermädchen musste zurück zum Haus gerannt sein, denn ein Schwarm Tauben flatterte auf, als wäre jemand die Treppe zur Voliere emporgestiegen. Während Claudia lauschte, läutete die Uhr bei den Ställen zur vollen Stunde; langsame Glockenschläge waren zu hören, die hinaus in den heißen Nachmittag wehten.

Die Landschaft schimmerte.

In weiter Ferne auf der Hauptstraße sah Claudia die Kutsche. Sie presste die Lippen zusammen. Er war früh.

Es war eine schwarze Kutsche, die sich da näherte, und selbst von ihrem augenblicklichen Standpunkt aus konnte Claudia die Staubwolke sehen, die die Räder auf der Straße aufwirbelten. Vier schwarze Pferde zogen sie, und sie wurde von Reitern einer Eskorte flankiert. Claudia zählte acht davon und schnaubte ein unterdrücktes Lachen. Der Hüter Incarcerons ritt standesgemäß. Sein Amtswappen war auf die Türen der Kutsche gemalt, und ein langes Banner wehte im Wind. Auf dem Kutschbock saß der Wagenlenker in seiner schwarz-goldenen Livree und kämpfte mit den Zügeln. Sie konnte das Knallen einer Peitsche im Wind hören.

Über ihr tschilpte ein Vogel und hüpfte von Ast zu Ast. Sie selbst blieb reglos sitzen, und das Tier ließ sich in einem Blätterversteck ganz nahe neben ihrem Gesicht nieder. Und dann begann der Vogel zu singen: eine kurze, liebliche Melodie. Möglicherweise war es ein Fink.

Die Kutsche hatte das Dorf erreicht. Claudia sah, wie der Schmied aus der Tür trat und einige Kinder aus einer Scheune gestürmt kamen. Als die Reiter an ihnen vorbeipreschten, bellten Hunde, und die Pferde drängten sich zwischen den schmalen, überhängenden Häusern zusammen.

Claudia griff in ihre Tasche und holte ihren Visor raus. Er war nicht zeitaltergemäß und verboten, aber das war ihr egal. Sie schob ihn sich vor die Augen und spürte den schwindelerregenden Moment, als sich die Linsen an ihren Sehnerv anpassten. Dann vergrößerte sich die Szenerie vor ihr, und sie sah die Gesichtszüge der Männer klar und deutlich. Sie entdeckte den Verwalter ihres Vaters, Garth, auf seinem rötlich grauen Pferd, den dunklen Sekretär, Lucas Medlicote, und die Soldaten in ihren bunten Röcken.

Der Visor war so wirkungsvoll, dass sie dem Kutscher einen kurzen Fluch, den er ausstieß, beinahe von den Lippen ablesen konnte. Dann schossen die Brückenpfeiler vorbei, und ihr war klar, dass die Kutsche den Fluss und das Pfortnerhaus erreicht hatte. Mistress Simmy kam herausgerannt, um die Tore zu öffnen, ein Geschirrhandtuch noch immer in ihren Händen. Die Hühner stoben aufgescheucht auseinander.

Claudia runzelte die Stirn, dann setzte sie den Visor ab, und die Bewegung ließ den Vogel aufflattern. Die Welt glitt zurück, und die Kutsche war wieder klein. Alys jammerte: »Claudia! Sie sind hier. Komm doch jetzt und kleide dich um!«

Einen Augenblick lang malte Claudia sich aus, wie es wäre, nicht zu gehorchen. Sie spielte mit der Idee, die Kutsche auf den Hof vorfahren zu lassen, nur um dann vom Baum zu steigen, hinüberzuschlendern, den Schlag zu öffnen und so, wie sie war, vor ihrem Vater zu stehen: die Haare zerzaust und in dem alten, grünen Kleid, das am Saum zerrissen war. Die Missbilligung ihres Vaters würde unübersehbar sein, aber er würde kein Wort

darüber verlieren. Selbst wenn sie nackt auftauchte, würde er vermutlich nichts sagen. Außer vielleicht: »Claudia. Meine Liebe.« Und er würde ihr einen kalten Kuss unters Ohr hauchen.

Sie schwang die Beine über den Ast und begann mit dem Abstieg, während sie sich fragte, ob es ein Geschenk geben würde. Gewöhnlich erhielt sie eines. Diese Präsente waren teuer und hübsch und wurden von einer seiner Hofdamen für ihn ausgesucht. Beim letzten Mal war es ein Vogel aus Kristall gewesen, der in einem goldenen Käfig saß und schrill sang. Er hatte ihr ein solches Geschenk mitgebracht, obwohl das ganze Anwesen voller Vögel war – die meisten davon echt –, die draußen vor den Fenstern herumflogen, trillerten und tschilpten.

Sie sprang zu Boden, rannte über die Wiese zu der breiten Steintreppe und stieg sie hinab. Das Herrenhaus erhob sich nun vor ihr, und die warmen Steine schimmerten in der Hitze. Glyzinien hingen dunkelrot an den Türmchen und in schiefen, unregelmäßigen Ecken. Claudia sah den tiefen, dunklen Graben, auf dem drei anmutige Schwäne schwammen. Auf dem Dach saßen Tauben, die gurrten und herumstolzierten. Einige von ihnen flogen zu den Ecktürmchen und zwängten sich durch Schießscharten und Mauerschlitze auf kleine Strohhaufen, die Generationen von Tauben zusammengetragen hatten. Zumindest könnte man sich das so vorstellen.

Ein Fensterflügel öffnete sich; Alys' erhitztes Gesicht lugte hindurch. Sie keuchte: »Wo hast du denn gesteckt? Hast du sie denn nicht gehört?«

»Natürlich habe ich sie gehört. Hör auf, dich so aufzuregen.«

Während Claudia die Treppe hinaufeilte, ratterte die Kutsche über die Bohlen der Brücke; sie sah das Schwarz zwischen dem Geländer aufblitzen. Dann umfing sie das kühle Dämmerlicht des Hauses mit seinem Duft nach Rosmarin und Lavendel. Ein

Dienstmädchen kam aus der Küche, machte eilig einen Knicks und verschwand wieder. Claudia hastete die nächsten Stufen empor.

In ihrem Zimmer war Alys schon dabei, Kleider aus ihrem Schrank zu reißen. Einen seidenen Unterrock, das blau-goldene Kleid darüber, aber vorher das rasch zuzuschnürende Mieder. Claudia stand dort und ließ sich zusammenbinden und in das Kleid einzwängen. Sie hasste diesen Käfig, in dem sie gehalten wurde. Über die Schulter ihres Kindermädchens hinweg sah sie den Kristallvogel in seinem winzigen Gefängnis, den Schnabel weit geöffnet, und sie bedachte ihn mit einem finsternen Blick.

»Halt still.«

»Ich bewege mich doch gar nicht.«

»Ich nehme an, du warst bei Jared.«

Claudia zuckte mit den Achseln. Ein Gefühl von Nieder geschlagenheit überwältigte sie. Sie wollte nichts erklären müssen.

Das Mieder war zu eng, aber daran war sie gewöhnt. Ihr Haar wurde hastig gebürstet, ehe das Perlennetz darin festgesteckt wurde. Die Haare knisterten aufgeladen, als sie mit dem Samt auf ihrer Schulter in Berührung kamen. Atemlos trat die alte Frau einen Schritt zurück. »Du würdest noch hübscher aussehen, wenn du nicht so böse dreinschauen würdest.«

»Ich gucke böse, wann es mir passt.« Claudia drehte sich zur Tür und spürte, wie das ganze Kleid zu wallen begann. »Ei- nes Tages werde ich heulen und kreischen und ihm ins Gesicht brüllen.«

»Das glaube ich kaum.« Alys stopfte das alte, grüne Kleid in eine Truhe. Sie sah in den Spiegel und schob sich ihre grauen Haare zurück unter ihre Haube. Dann holte sie einen Haut- glätter heraus, schraubte ihn auf und entfernte mit geübter Hand eine Falte unter ihrem Auge.

»Wenn ich die Königin bin, wer sollte mich da schon aufhalten?«

»Er.« Die Erwiderung ihres Kindermädchens folgte Claudia durch die Tür. »Und du hast ebenso viel Angst vor ihm wie alle anderen auch.«

Das stimmte. Als sie gemessenen Schrittes die Treppe hinabstieg, wusste sie, dass das schon immer so gewesen war. Ihr ganzes Leben zerfiel in zwei Hälften; in die Zeit, wenn ihr Vater hier war, und die Zeit, wenn er fort war. Sie lebte zwei Leben, ebenso wie die Diener, das ganze Haus, das Anwesen, die Welt.

Als sie über den Holzboden zwischen den beiden Reihen der erschöpften, schwitzenden Gärtner, Milchmädchen, Lakaien und Fackelträger auf die Kutsche zuschritt, die auf dem Kopfsteinpflaster des Innenhofes haltgemacht hatte, fragte sie sich, ob er es wusste. Wahrscheinlich. Ihm entging nicht viel.

Auf der letzten Stufe blieb sie stehen. Pferde schnaubten; das Klappern ihrer Hufe hallte, vielfach verstärkt, von den umliegenden Mauern zurück. Jemand rief etwas, und der alte Ralph eilte los. Zwei gepuderte Männer in Livree sprangen hinten von der Kutsche hinab, öffneten den Schlag und klappten die Stufen aus.

Einen Augenblick lang war die Öffnung in der Kutsche schwarz.

Dann schob sich eine Hand hinaus und hielt sich am Holz der Kutschkabine fest; ein dunkler Hut tauchte auf, Schultern, ein Stiefel und dunkle Kniebundhosen.

John Arlex, der Hüter von Incarceron, richtete sich auf und strich sich mit dem Handschuh Staub von seiner Kleidung.

Er war ein großer Mann mit sehr gerader Körperhaltung. Sein Bart war sorgfältig gestutzt, und sein Gehrock und seine Weste waren aus dem feinsten Brokatstoff gefertigt. Sechs Monate musste es jetzt her sein, dass sie ihn zuletzt gesehen hatte, doch

er sah völlig unverändert aus. Keiner von seinem Stand musste irgendein Anzeichen von Alterung zeigen; er allerdings schien gar keinen Hautglätter benutzen zu müssen. Er blickte Claudia an und lächelte huldvoll. Sein dunkles Haar war von einem schwarzen Band zusammengehalten und glänzte silbrig elegant.

»Claudia. Wie gut du aussiehst, meine Liebe.«

Sie machte einen Schritt auf ihn zu und versank in einem tiefen Knicks, bis er ihr eine Hand entgegenstreckte, damit sie sich wieder erhob – und sie seinen kalten Kuss spürte. Seine Finger waren immer kalt und ein wenig klamm, was ihre Berührungen ein wenig unangenehm machte. Als ob er sich dessen bewusst war, trug er gewöhnlich Handschuhe, selbst bei warmem Wetter. Claudia fragte sich, ob er der Meinung war, dass sie sich verändert habe. »Du ebenso, Vater«, murmelte sie.

Einen Augenblick lang musterte er sie, und der ruhige Blick aus seinen grauen Augen war hart und klar wie immer. Dann drehte er sich um.

»Erlaube mir, dass ich dir unseren Gast vorstelle. Es ist der Kanzler der Königin, Lord Evian.«

Die Kutsche wackelte. Ein außergewöhnlich beleibter Mann schälte sich aus ihr heraus, und mit ihm löste sich eine Wolke von Parfüm aus dem Gefährt, die beinahe greifbar die Treppe hinaufrollte. Claudia spürte hinter sich das gespannte Interesse der Bediensteten. Sie jedoch war nur entsetzt.

Der Kanzler trug einen blauen Seidenanzug mit feinen Rüschen am Hals, die so hoch reichten, dass Claudia sich fragte, wie er überhaupt atmen konnte. Er war rot im Gesicht, aber seine Verbeugung war formvollendet und sein Lächeln gewollt herzlich. »Claudia, Mylady. Das letzte Mal, als ich Euch sah, wart Ihr kaum mehr als ein Säugling, der noch auf dem Arm getragen wurde. Wie wunderbar, Euch nun wiederzusehen.«

Sie hatte keinen Besuch erwartet. Im Hauptgästezimmer

türmten sich halb zusammengeinähte Bahnen ihres Hochzeitskleides auf dem ungemachten Bett. Sie würde sich eine Verzögerungstaktik einfallen lassen müssen.

»Die Ehre ist ganz meinerseits«, sagte sie. »Vielleicht möchten Ihr mit uns in den Salon kommen. Wir haben Apfelwein und frisch gebackenen Kuchen, damit Ihr Euch von Eurer Reise erholen könnt.« Jedenfalls hoffte sie, dass derartige Erfrischungen tatsächlich vorrätig waren. Als sie sich umdrehte, sah sie, dass drei der Bediensteten verschwunden waren und man die Lücken, die sie hinterlassen hatten, rasch geschlossen hatte. Ihr Vater warf ihr einen kühlen Blick zu, dann stieg er die Treppe empor und schritt huldvoll nickend an den Reihen der Gesichter vorbei. Die Dienerschaft versank in Knicksen und Verbeugungen und schlug vor ihm die Blicke nieder.

Während Claudia entschlossen lächelte, rasten ihre Gedanken. Evian war ein Vertrauter der Königin. Die Hexe musste ihn geschickt haben, um die Braut in Augenschein zu nehmen. Nun, das sollte ihr recht sein. Sie hatte sich seit Jahren darauf vorbereitet.

An der Tür blieb ihr Vater stehen. »Kein Jared?«, fragte er leichthin. »Ich hoffe, er ist wohlauf?«

»Ich glaube, er ist mit einem sehr heiklen Experiment beschäftigt und hat wahrscheinlich deine Ankunft gar nicht bemerkt.« Es stimmte, aber es klang wie eine Ausrede. Sie ärgerte sich über das eisige Lächeln ihres Vaters, während sie ihn in den Salon führte. Ihre Röcke rauschten über den blanken Boden. Der Salon war ein holzgetäfelter Raum, den eine große Mahagonianrichte, geschnitzte Stühle und eine lange Tafel dunkel erscheinen ließen. Sie war erleichtert, als sie inmitten des Durcheinanders von Lavendel und Rosmarin Krüge mit Apfelwein und eine Platte mit Honigkuchen von der Köchin entdeckte.

Lord Evian sog die süßen Düfte ein. »Wunderbar«, sagte er.

»Selbst der Hof kann mit diesem Maß an Echtheit nicht mithalten.«

Was vermutlich daran lag, dass ein Großteil der Umgebung bei Hofe computergeneriert war, dachte Claudia und sagte: »Hier im Hüterhaus, Mylord, sind wir stolz darauf, dass alles äragetreu ist. Das Haus ist wahrhaftig alt. Es wurde nach den *Jahren des Zorns* vollständig restauriert.«

Ihr Vater schwieg. Er saß auf einem mit Schnitzereien verzierten Stuhl am Kopf der Tafel und sah mit ernster Miene zu, wie Ralph den Apfelwein in silberne Kelche einschenkte. Die Hände des alten Mannes zitterten, als er das Tablett anhob.

»Willkommen zu Hause, Sir.«

»Gut, dich zu sehen, Ralph. Ein bisschen mehr Grau in den Augenbrauen, würde ich meinen. Und deine Perücke etwas voller und mit mehr Puder.«

Ralph verbeugte sich. »Ich werde mich unverzüglich darum kümmern, Hüter.«

Die Augen des Hüters suchten den Raum ab. Claudia wusste, dass ihnen die eine Plastikscheibe in der Ecke des Fensterflügels ebenso wenig entging wie die künstlichen Spinnweben an der Stuckdecke. Deshalb fragte sie hastig: »Wie geht es Ihrer Ehrwürdigen Majestät, Mylord?«

»Die Königin erfreut sich ausgezeichneten Gesundheit.« Evian sprach, obwohl er den Mund voller Kuchen hatte. »Sie ist sehr damit beschäftigt, Vorbereitungen für Eure Hochzeit zu treffen. Es wird ein großartiges Spektakel werden.«

Claudia runzelte die Stirn. »Aber sicherlich ...«

Er wedelte mit einer dicklichen Hand. »Natürlich hat Euer Vater noch keine Gelegenheit gehabt, Euch davon zu unterrichten, dass sich die Pläne geändert haben.«

In Claudias Innerem gefror etwas zu Eis. »Dass sich die Pläne geändert haben?«

»Nichts Schlimmes, mein Kind. Nichts, weswegen Ihr Euch sorgen solltet. Ein anderes Datum, das ist alles. Es hängt mit der Rückkehr des Earls von der Akademie zusammen.«

Claudia versuchte, ein unbeteiligtes Gesicht aufzusetzen und zu verhindern, dass sich ihre Furcht allzu deutlich abzeichnete. Aber anscheinend hatte sie ihre Lippen zusammengepresst, oder ihre Knöchel waren weiß geworden, denn ihr Vater erhob sich geschmeidig und sagte: »Führe Seine Lordschaft in sein Zimmer, Ralph.«

Der alte Diensthote verbeugte sich; dann ging er zur Tür, die laut quietschte, als er sie öffnete. Evian stand mühsam auf, und ein Krümelregen ergoss sich von seinem Anzug. Als die Überreste des Kuchens auf dem Boden aufkamen, verpufften sie unter kurzen Lichtblitzen.

Claudia fluchte leise. Noch etwas, das nicht zu übersehen gewesen war.

Sie und ihr Vater lauschten den schweren Schritten, als Evian die knarrenden Stufen emporstieg, Ralphs respektvollem Murmeln und den dröhnenden Kommentaren des fetten Mannes, der sich von Herzen über das Treppenhaus, die Gemälde, die Vasen aus China und die Damastvorhänge freute. Als seine Stimme endlich in der sonnenbeschienenen Ferne des Hauses verklungen war, sah Claudia ihren Vater an und sagte: »Du hast die Hochzeit vorverlegt.«

Er hob eine Augenbraue. »Nächstes Jahr, dieses Jahr, was macht das schon für einen Unterschied? Du wusstest, dass sie kommen würde.«

»Ich bin noch nicht so weit.«

»Du bist schon seit sehr langer Zeit bereit.«

Er trat auf sie zu, und der silberne Würfel an seiner Wächterkette fing das Licht ein. Claudia machte einen Schritt zurück. Wenn er die förmliche Steifheit dieses Zeitalters ablegte, würde

es unerträglich werden. Die drohende Gefahr, dass sein unverstelltes Wesen zutage treten könnte, ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren. Aber er blieb bei seiner glatten Höflichkeit. »Lass mich es dir erklären. Letzten Monat kam eine Nachricht der Sapienti. Sie hatten die Nase voll von deinem Verlobten. Sie baten ihn ... die Akademie zu verlassen.«

Claudia runzelte die Stirn. »Aus welchem Grund?«

»Die üblichen Untugenden: Alkohol, Drogen, Schwängern der Dienstmädchen. Die Sünden törichter junger Männer schon seit Jahrhunderten. Er hat kein Interesse an seiner Ausbildung. Warum sollte er auch? Er ist der Earl von Steen, und wenn er achtzehn ist, wird er der König werden.«

Er schritt zur vertäfelten Wand und sah zu dem Porträt empor, das dort hing. Es zeigte einen sommersprossigen, siebenjährigen Jungen mit einem frechen Gesicht, der zu ihnen hinabblickte. Er war in einen gerüschten, braunen Seidenanzug gekleidet und lehnte an einem Baum.

»Caspar, Earl von Steen. Kronprinz des Reiches. Prächtige Titel. Sein Gesicht hat sich nicht verändert, nicht wahr? Damals war er lediglich unverschämt. Heute ist er ein gewalttätiger Nichtsnutz, und er glaubt, dass er außerhalb jeder Kontrolle steht.« Der Hüter sah Claudia an. »Eine Herausforderung, das ist dein zukünftiger Ehemann.«

Sie zuckte mit den Schultern, was ihr Kleid zum Rascheln brachte. »Ich werde schon mit ihm klarkommen.«

»Natürlich wirst du das. Dafür habe ich gesorgt.« Er ging zu ihr hinüber und blieb vor ihr stehen, während sein grauer Blick auf ihr ruhte. Sie starrte unverwandt zurück.

»Ich habe dich auf diese Hochzeit vorbereitet, Claudia. Ich habe dir Geschmack, Intelligenz und Skrupellosigkeit mitgegeben. Deine Ausbildung war umfassender als die eines jeden anderen im ganzen Reich. Sprachen, Musik, Schwertkunst, Rei-

ten, jedes Talent, das du auch nur in Ansätzen zeigtest, habe ich gefördert. Kosten spielen für den Hüter von Incarceron keine Rolle. Du bist die Erbin von großen Ländereien. Ich habe dich als Königin aufwachsen lassen, und Königin wirst du sein. In jeder Ehe gibt es einen, der führt, und einen, der folgt. Auch wenn es nur eine arrangierte Ehe aus dynastischen Gründen ist, wird es dennoch auch bei euch so sein.«

Claudia blickte nun ebenfalls zu dem Porträt hoch. »Mit Caspar kann ich umgehen. Aber seine Mutter ...«

»Überlass seine Mutter mir. Sie und ich verstehen einander.« Er nahm Claudias Hand und hielt ihren Ringfinger sanft zwischen zweien seiner eigenen Finger. Claudia war verkrampft, und so wehrte sie sich nicht gegen die Berührung.

»Es wird ganz leicht werden«, fügte er aufatmend hinzu.

In die Stille des warmen Zimmers drang von der anderen Seite des Flügelfensters her das Gurren einer Waldtaube.

Vorsichtig löste Claudia ihre Hand aus der ihres Vaters und erhob sich. »Also, wann?«

»Nächste Woche.«

»*Nächste Woche!*«

»Die Königin hat bereits mit den Vorkehrungen begonnen. In zwei Tagen werden wir zum Hof aufbrechen. Sorg dafür, dass du bis dahin bereit bist.«

Claudia erwiderte nichts. Sie fühlte sich leer und betäubt.

John Arlex wandte sich zur Tür. »Du hast hier gute Arbeit geleistet. Das Zeitalter ist beinahe makellos getroffen, abgesehen von diesem Fenster. Lass es austauschen.«

Ohne sich zu bewegen, fragte Claudia leise: »Wie war deine Zeit am Hof?«

»Ermüdend.«

»Und deine Arbeit? Wie geht es Incarceron?«

Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte er. Claudias Herz

hämmerte. Dann drehte ihr Vater sich zu ihr um, und seine Stimme war kalt und neugierig. »Das Gefängnis ist in bester Ordnung. Warum fragst du?«

»Ohne besonderen Grund.« Sie versuchte zu lächeln und wollte zu gerne wissen, wie er das Gefängnis überwachte und wo es sich befand, denn all ihre Spione hatten ihr erzählt, dass er den Hof niemals verließ. Aber die Mysterien von Incarceron waren momentan ihre geringste Sorge.

»Ach ja. Beinahe hätte ich es vergessen.« Er griff nach einem Lederbeutel auf dem Tisch und öffnete ihn. »Ich habe dir ein Geschenk von deiner zukünftigen Schwiegermutter mitgebracht.« Er zog es heraus und legte es auf den Tisch.

Sie beide starrten es an.

Es war ein Kästchen aus Sandelholz, das mit einem Band umwickelt war.

Zögernd griff Claudia nach der Schleife, doch der Hüter sagte: »Warte.« Dann holte er einen kleinen Scanner heraus und fuhr damit über das Kästchen. Bilder flackerten entlang des Mittelteils auf. »Harmlos.« Er steckte den Scanner wieder weg. »Mach es auf.«

Sie hob den Deckel. Im Innern der kleinen Schachtel, in einem Rahmen aus Gold und Perlen, lag eine glasierte Miniatur eines schwarzen Schwanes auf einem See: das Emblem ihres Hauses. Sie nahm das Geschenk heraus und lächelte, denn gegen ihren Willen gefielen ihr das zarte Blau des Wassers und der lange, anmutige Hals des Vogels. »Es ist schön.«

»Ja, aber sieh nur.«

Der Schwan bewegte sich. Er schien dahinzugleiten, friedlich zunächst. Dann bäumte er sich auf, schlug mit den großen Schwingen, und Claudia sah, wie sich langsam ein Pfeil aus den Bäumen löste und sich durch seine Brust bohrte. Er öffnete seinen goldenen Schnabel und sang ein gespenstisches,

entsetzliches Lied. Dann versank er im Wasser und war verschwunden.

Das Lächeln ihres Vaters war beißend. »Wie außerordentlich bezaubernd«, sagte er.

### 3

*Das Experiment wird verwegen sein, und es mag Risiken bergen, die wir nicht vorausgesehen haben. Aber Incarceron wird ein System von großer Komplexität und Intelligenz sein. Es kann keinen zugewandteren oder mitfühlenderen Wächter für seine Insassen geben.*

PROJEKTBERICHT./MARTOR SAPIENS

Es war ein langer Weg zurück zum Schacht, und die Gänge waren niedrig. Die Maestra lief mit gesenktem Kopf; sie war schweigsam und hatte ihre Arme um ihren Körper geschlungen. Keiro hatte den Großen Arko als ihren Bewacher abgestellt. Finn hielt sich ganz am Ende, noch hinter den Verwundeten.

In diesem Teil des Flügels war Incarceron düster und beinahe unbewohnt. Hier machte sich das Gefängnis nur selten die Mühe zu erwachen, es schaltete nur unregelmäßig seine Lichter an und schickte nur wenige *Käfer* aus. Anders als der steinerne Transitweg oben bestand der Boden hier aus Metallgittern, die leicht unter den Füßen nachgaben. Finn sah unterwegs das Glänzen der Augen einer Ratte, die zusammengekauert dahockte, während Staub auf ihre metallenen Schuppen rieselte.

Finn fühlte sich steif und wund und war, wie immer nach einem Hinterhalt, zornig. Von allen anderen war die aufgestaute Anspannung abgefallen; selbst die Verletzten plauderten, wäh-

rend sie dahinstolperten, und in ihrem lauten Gelächter schwang Erleichterung mit. Finn drehte den Kopf und sah zurück. Hinter ihnen war der Tunnel zugig und voller Widerhall. Incarceron belauschte sie.

Er selbst konnte sich nicht unterhalten und wollte auch nicht lachen. Ein leerer Blick als Antwort auf einige scherzhafte Bemerkungen hatte die anderen abgeschreckt; er sah, wie Lis Amoz anstieß und ihre Augenbrauen hob. Finn war das egal. Die Wut in seinem Inneren war noch nicht abgeflaut und richtete sich gegen ihn selbst, und sie mischte sich mit Furcht und einem heißen, sengenden Stolz. Niemand sonst hatte den Mumm gehabt, sich auf diese Weise anketten zu lassen, dort in der Stille zu liegen und darauf zu warten, dass der Tod über ihn hinwegrollte.

In seinen Gedanken spürte er noch immer die riesigen Räder, hoch über seinem Kopf.

Und er war zornig auf die Maestra.

Die Comitatus nahmen keine Gefangenen. Das war eine ihrer Regeln. Keiro zu überzeugen war die eine Sache gewesen, aber wenn sie zurück zum Unterschlupf gelangt wären, dann würde Finn Jormanric die Anwesenheit der Maestra erklären müssen, und schon beim bloßen Gedanken daran griff eine eisige Hand nach ihm. Aber die Frau wusste etwas über die Tätowierung an seinem Handgelenk, und er würde herausfinden müssen, was das war. Vielleicht würde er eine solche Chance nicht noch einmal bekommen.

Er lief weiter und dachte über die kurzen Bilder vor seinem geistigen Auge nach. Wie immer war es schmerzhaft gewesen, als ob die Erinnerung – wenn es denn eine gewesen war – Funken gesprüht und sich von einem tiefen, wunden Ort aus hochgekämpft hatte. Empor aus dieser verlorenen Grube der Vergangenheit. Und es war schwer, die aufgeblitzten Visionen nicht wieder zu verlieren. Bereits jetzt schon hatte er den größten Teil

vergessen, nur den Kuchen auf dem Teller, mit Silberkügelchen verziert, nicht. Wie dumm und sinnlos war dieses Bild. Es verriet ihm nichts darüber, wer er war oder woher er kam.

An einer Seite des Schachtes führte eine Leiter hinab. Zuerst kletterten die Späher hinunter, dann die Gefangenen und jene Krieger, die Waren und Verletzte abseilten. Als Letzter stieg Finn hinab. Ihm fiel auf, dass die glatten Wände hier und dort Risse hatten, wo verkümmerte schwarze Farne durchgebrochen waren. Man musste sie entfernen, denn ansonsten würde das Gefängnis sie vielleicht spüren, den Durchgang versiegeln und den ganzen Tunnel reabsorbieren. So war es ihnen letztes Jahr ergangen, als sie von einem Plünderungszug zurückkamen und feststellen mussten, dass ihr Unterschlupf verschwunden war. Stattdessen waren sie auf einen breiten, weißen Gang gestoßen, der mit abstrakten Bildern in Rot und Gold geschmückt war.

»Incarceron hat mit den Schultern gezuckt«, hatte Gildas grimmig bemerkt.

Das war das erste Mal, dass Finn das Gefängnis hatte lachen hören.

Er schauderte, wenn er sich jetzt daran erinnerte. Es war ein kaltes, belustigtes Kichern gewesen, das in den Gängen widergehallt war. Und es hatte Jormanric mitten in seinem Zorn zum Schweigen gebracht! Die Haare auf Finns Haut hatten sich vor Entsetzen aufgestellt. Das Gefängnis war am Leben. Es war grausam und gleichgültig, und er selbst war in seinem Innern.

Finn sprang die letzten Sprossen in den Unterschlupf hinab. Die große Halle war genauso laut und überfüllt wie immer, und die Wärme der lodernden Feuer war überwältigend. Die Leute drängten sich begierig um die Beutegüter, rissen den Getreide-

sack auf und zerrten Nahrungsmittel heraus. Finn drängte sich durch die Menge und lief geradewegs zu der winzigen Zelle, die er mit Keiro teilte. Niemand hielt ihn auf.

Als er eingetreten war, schloss er die dünne Tür und setzte sich aufs Bett. Es war kalt im Raum, und es roch nach ungewaschener Kleidung, aber es war still. Langsam ließ er sich auf den Rücken sinken.

Er machte einen Atemzug, und mit der Luft drang das Entsetzen in ihn ein. Es überrollte ihn in einer übelkeitserregenden Welle. Er war sich sicher, dass das Hämmern seines Herzens ihn töten würde, und er fühlte kalten Schweiß auf seinem Rücken und auf seiner Oberlippe. Bis jetzt hatte er das Gefühl in Schach gehalten, aber diese bebenden Herzschläge glichen dem Vibrieren der riesigen Räder. Als er sich die Handflächen auf die geschlossenen Augen presste, sah er die Metallfelgen über sich aufragen, umgeben von einem prasselnden Funkenregen.

*Er hätte getötet werden können.* Oder noch schlimmer: Er hätte zermalmt und verstümmelt werden können. Warum hatte er sich bereit erklärt? Warum musste er es sich immer wieder beweisen, dass er dem dummen, leichtsinnigen Ruf der anderen gerecht werden konnte?

»Finn?«

Er öffnete die Augen.

Einen Moment später rollte er sich herum.

Keiro stand mit dem Rücken zur Tür.

»Wie lange bist du schon da?« Finns Stimme war belegt; eilig räusperte er sich.

»Lange genug.« Sein Eidbruder kam näher und setzte sich auf das andere Bett.

»Müde?«

»So kann man es auch nennen.«

Keiro nickte. Dann sagte er: »Man muss immer einen Preis

zahlen. Jeder Gefangene weiß das.« Er sah zur Tür. »Niemand von denen da draußen hätte tun können, was du getan hast.«

»Ich bin kein Gefangener.«

»Inzwischen schon.«

Finn setzte sich auf und fuhr sich mit den Händen durch die schmutzigen Haare. »Du hättest es selbst tun können.«

»Tja, hätte ich.« Keiro lächelte. »Aber ich bin etwas Außergewöhnliches, Finn. Ein Meisterdieb. Umwerfend schön, ausgesprochen unbarmherzig und vollkommen furchtlos.« Er legte den Kopf schräg, als erwartete er ein verächtliches Schnauben, doch als er nichts hörte, lachte er und zog seinen dunklen Mantel und sein Wams aus. Dann öffnete er die Truhe und ließ sein Schwert und seine Muskete hineinfallen, ehe er im Kleiderhaufen wühlte und ein rotes Hemd herauszog, das üppig mit schwarzer Spitze besetzt war.

Finn erwiderte: »Dann bist *du* nächstes Mal an der Reihe.«

»Hast du es je erlebt, dass ich mich um etwas drücke, Bruder? Man muss den Comitatus unseren Ruf in ihre beschränkten Köpfe hämmern. Keiro und Finn. Die Furchtlosen. Die Besten.« Er schüttete etwas Wasser aus einem Krug und wusch sich. Finn beobachtete ihn schweigend. Keiro hatte eine weiche Haut und geschmeidige Muskeln. Inmitten dieser Hölle aus missgebildeten und fast verhungerten Menschen, aus Halbmenschen und Pockennarbigen, war sein Eidbruder makellos. Und er achtete sorgfältig darauf, dass das so blieb. Nachdem Keiro sich das rote Hemd übergezogen hatte, steckte er sich ein gestohlenes Schmuckstück in das volle Haar und beäugte sich prüfend in einer Spiegelscherbe. Ohne sich umzudrehen, sagte er: »Jormanric will dich sehen.«

Das hatte Finn erwartet; trotzdem lief es ihm kalt über den Rücken. »Jetzt?«

»Jetzt sofort. Du solltest dich besser waschen.«

Finn wollte das nicht, doch schon einen Moment später goss er frisches Wasser ein und schrubbte sich den schmierigen Dreck und das Öl von den Armen.

Keiro sagte: »Ich werde dir wegen der Frau den Rücken stärken. Unter einer Bedingung.«

Finn zögerte. »Unter welcher?«

»Du erzählst mir, worum es hier wirklich geht.«

»Da gibt es nichts ...«

Keiro warf ein zerrissenes Handtuch nach ihm. »Finn Sternenseher verkauft keine Frauen oder Kinder. Amoz würde es tun und alle anderen harten Burschen auch. Aber du nicht.«

Finn sah auf; Keiros blaue Augen starrten ihn unverwandt an.

»Vielleicht werde ich langsam wie der Rest von euch.« Er trocknete sich das Gesicht an dem kratzigen Stofffetzen ab, dann ging er zur Tür, ohne sich die Mühe zu machen, sich umzuziehen. Auf halbem Wege brachte Keiros Stimme ihn zum Innehalten.

»Du glaubst, dass sie etwas über dich weiß.«

Mit kläglichster Miene drehte sich Finn zu ihm herum. »Manchmal wünschte ich mir, ich hätte mir jemanden mit schlechterer Beobachtungsgabe ausgesucht, um mir den Rücken zu decken. In Ordnung. Ja. Sie hat da etwas gesagt... Das könnte... Ich muss sie genauer befragen. Und dafür brauche ich sie lebendig.«

Keiro drängte sich an ihm vorbei zur Tür. »Gut, aber du darfst nicht zu erpicht klingen, sonst tötet er sie vor deinen Augen. Überlass das Reden mir.« Er schaute sich draußen nach Lauschern um, dann sah er über die Schulter zurück zu Finn. »Mach ein finsternes Gesicht und schweig, Bruder. Darin bist du doch gut.«

Vor der Tür von Jormanrics Zelle waren die üblichen beiden Leibwächter aufgebaut, doch ein breites Grinsen von Keiro hatte

zur Folge, dass der Vordere der beiden einen grunzenden Laut ausstieß und zur Seite trat. Finn folgte seinem Eidbruder hinein und erstickte beinahe, als ihm der vertraute, süßliche Gestank des Kets in die Nase stieg, dessen berauschende Dämpfe schwer in der Luft hingen. Sie brannten in Finns Rachen, und er schluckte und versuchte, nicht mehr so tief einzuatmen.

Keiro bahnte sich mit seinen Ellbogen einen Weg nach vorn, vorbei an mehreren Eidbrüder-Paaren, und Finn folgte seinem flammend roten Mantel, der aus der tristen Masse herausstach.

Die meisten der Anwesenden waren Halbmenschen. Einige hatten metallene Klauen anstelle der Hände oder Flicker aus Plastik über den Stellen, an denen die Haut verschwunden war. Einer hatte ein falsches Auge, das ganz genau wie ein echtes aussah, nur dass es blind war und die Iris aus einem Saphir bestand. Dies waren die Untersten der Unteren, versklavt und verachtet von den Reinen. Es waren Männer, die das Gefängnis zusammengeflickt hatte, manchmal aus Grausamkeit, manchmal auch nur aus einer Laune heraus. Ein zwergenhafter, gebeugter Mann mit drahtigen Haaren machte nicht schnell genug den Weg frei. Keiro schlug ihn mit einem Hieb zu Boden. Er pflegte einen besonderen Hass auf die Halbmenschen und wechselte niemals ein Wort mit ihnen. Ihre bloße Existenz nahm er kaum zur Kenntnis, als wären sie nichts anderes als die Hunde, die den Unterschlupf heimsuchten. Als ob seine eigene Vollkommenheit durch ihr Dasein beleidigt würde, dachte Finn.

Die Menge wich zurück, und bald waren sie inmitten der Krieger. Die Comitatus von Jormanric waren eine abgerissene und armselige Armee, die nur in ihrer eigenen Vorstellung ohne Furcht war. Der Große und der Kleine Arko, Amoz und sein Zwilling Zoma, das spillrige Mädchen Lis, die im Kampf zur Berserkerin wurde, und ihre Eidschwester Ramill, die niemals ein Wort sprach. Eine Gruppe von alten Gefängnisbewohnern

und draufgängerischen, großmäuligen jungen Burschen, verschlagenen Mördern und einigen Frauen, die sich auf Gifte spezialisiert hatten. Und umgeben von seinen muskelbepackten Leibwächtern befand sich der Mann selbst.

Jormanric kaute wie immer Ket. Seine wenigen Zähne mahlten wie von selbst und waren scharlachrot von dem süßen Saft, der auch seine Lippen und seinen Bart besudelt hatte. Seine Garde hinter ihm kaute im Gleichklang.

Er musste vollkommen immun gegen die Droge sein, dachte Finn. Auch wenn er nicht ohne sie sein konnte.

»Keiro!« Der Flügelherr sprach gedehnt: »Und Finn, der Sternenseher.«

Vom letzten Wort tropfte Ironie. Finns Gesichtsausdruck verfinsterte sich. Er drängte sich an Amoz vorbei und stellte sich Schulter an Schulter neben seinen Eidbruder.

Jormanric saß breitbeinig auf seinem Sitz. Er war ein großer Mann, und der mit Schnitzereien verzierte Thron war extra für ihn angefertigt worden. Auf den Armlehnen waren Kerben zu erkennen, die für erfolgreiche Beutezüge standen, und das Holz war fleckig vom Ket. Ein Leibeigener, der als *der Hundesklave* bekannt war, war an den Thron gekettet. Jormanric hielt ihn, damit er das Essen vorkostete, für den Fall, dass Gift untergemischt wäre; keiner der Sklaven vor ihm hatte lange überlebt. Dieser hier war neu. Sie hatten ihn bei ihrem letzten Beutezug aufgegriffen, und er war nur ein Bündel aus Lumpen und verfilztem Haar. Der Flügelherr trug einen wie Metall glänzenden Kriegsmantel, seine Haare waren lang und fettig, und in geflochtene Strähnen waren Talismane eingeknotet. Sieben schwere Ringe mit Totenköpfen waren auf seine dicken Finger gezwängt.

Unter halb geschlossenen Lidern hervor starrte er die Comitatus an.